Blätter für Scherz und Ernst.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

№ 62. Mittwoch den 4. August. 1841.

Eine holländische Geschichte.

(Aus dem Französischen des X. Marmier.)

Es sind bald zwanzig Jahre her, daß ich an einem Oktobertage in Utrecht zum Beginn meiner juristischen Studien ankam; ich war der Jüngste der Familie, und da diese zahlreich war, erhielt ich monatlich von meinem Vater nur ein sehr geringes Kostgeld, weshalb ich den bescheidensten Stadttheil bezog und mich mit einigen eben so armen Studenten in Pension gab. In der Arbeit und strenger Pflichterfüllung suchte ich die Zerstreuungen, die andere, reiche und sorglose Studenten in der Welt und in lärmenden Festen fanden; aber trotz meiner Vorsicht, trotz der strengsten ökonomischen Berechnungen saß ich manchmal gedankenvoll in meinem Kämmerchen, hatte zum Mittag nichts als Brod und Wasser und stand zähneklappernd vor einem Viertel Torfstück, während die fröhlichen Schwärme meiner Mitbrüder, lachend unter meinem Fenster vorbeiziehend, in's Theater strömten. Dann aber gedachte ich meines armen Vaters, der sich meinetwegen selbst harte Entbehrungen auferlegte, mir ein Geringes geben zu können, und ehe ich dessen Opfer steigern mochte, lieber wollte ich hungern und frieren. So verging der Winter und ich sah den Frühling kommen mit dieser Wonne des Unglücklichen, der an einem heiteren Sommertage, seine dunkle Zuflucht verlassend, durch die blühenden Wiesen schlendert und sich in der reichen Umgebung selbst ein Reicher träumt. Eine unerwartete Begebenheit, ein Zufall setzte plötzlich all' diesen mich oft betrübenden materiellen Aengsten ein Ziel. Um mich auf die Universität zu begeben, mußte ich regelmäßig täglich zweimal durch eine ziemlich schmale dunkle Gasse, die von Handwerkern und Handelsleuten dritten Ranges bewohnt war. Dort hatte ich öfters eine bejahrte Frau wahrgenommen, die eine Bude mit Chinesischem Porzellan hatte und die ich jedesmal, so oft ich vorbeiging, auf ihrer Hausschwelle mir nachblickend fand. Lange genug achtete ich gar wenig darauf und machte gar keine Reflexion darüber, aber meine Freunde bemerkten dasselbe und theilten mir diese Beobachtungen bei unserer bescheidenen Mahlzeit unter rohen Neckereien und schallendem Gelächter mit. Die gute Frau war nicht mehr jung, durch ihren dünnen Haubenstoff schimmerte weißes Haar und die Runzeln ihres Gesichts verkündeten sie als eine Sechzigerin, ihr Name steigerte noch die romantischen Gefühle, die wir in ihr voraussetzten. Sie hieß Elvine Teederhart (zartes Herz). Hatte ich zuweilen eine sorgenvolle Stirn, so sagten meine Freunde: der Himmel hat dir ein Herz bewilligt, das sechszig Jahre nicht erkalten konnte, also tröste Dich. Es stieg aber ein dunkles, gegen diese Scherze protestirendes Vorgefühl in mir auf, dennoch war ich schwach genug, mich selbst zu diesen Neckereien hinreißen zu lassen und lachte frank und frei über das, was man mein gutes Glück nannte. Einst war ich meinen Freunden in dieser engen Gasse etwas voraus, die gute Frau war schon auf ihrem Posten und einer meiner Kameraden rief mir, eine unserer Elegieen parodirend, zu: Komm, o komm, mein zögernder Geliebter, Deine junge Schöne erwartet Dich! Damit warf er einen sardonischen Blick auf die Handelsfrau und entfernte sich unter schallendem Gelächter, worin der ganze Trupp einstimmte. Eben stand ich vor der Bude, ich sah die Frau erröthen und erblassen und mich mit einem Blick der rührendsten Sanftmuth und unaussprechlichen Betrübniß ansehend, dann in dem Hintergrund ihres kleinen Ladens verschwinden. Schweigend und gesenkten Hauptes ging ich weiter, mit mir und meinen Gefährten gleich unzufrieden und verfolgt von einer beunruhigenden Ahnung, die der Reue glich. Wie konnte ich nur erlauben, dachte ich bei mir, daß meine Kameraden sich über diese Frau lustig machen? Womit hat sie diesen Affront verdient? und wie habe ich mich in so unwürdige Scherze einlassen können?

Diesmal schien mir die Stunde unseres Professors recht lang, vergebens suchte ich ihr meine Aufmerksamkeit zu leihen und so, wie sie beschlossen, eilte ich der Straße der Frau Teederhart zu. Von fern schon spähete ich heimlich nach ihrem Hause, aber die Thürschwelle war leer; als ich mich näherte, stand ich wie ein Fensterritter vor den Scheiben des Ladens still, ging langsam unter denen des Hauses vorbei und wandte später mich nochmals um, sah aber die gute Alte nicht. Zwei Tage hinter einander wiederholte ich diese Manöver mit nicht mehr Erfolg. Die Ladenthür war offen, der Laden selbst aber schien leer zu seyn; ich sah nur zwischen zwei Chinesischen Vasen eine schön geputzte, halb eingeschlafene Katze, die über mein Kommen und Gehen nachzudenken schien. Dies plötzliche Verschwinden der alten Frau, die so viel Vergnügen an meinem Anblick zu haben schien, und die ich beleidigt zu haben glaubte, steigerte mein unbehagliches Gefühl hierbei. Ich dachte fortwährend darüber nach, welch geheimes Interesse ich ihr wohl einflößen könnte und sah immer ihren sanft traurigen Blick vor Augen, wodurch ich mich selbst endlich so trüb und reuevoll machte, daß ein Jeder, der so träumend mich durch die Gasse ziehen sah, mich für einen schmachtenden Liebhaber halten mußte. Als ich sie auch am dritten Tage noch nicht sah, entschloß ich mich, meiner Unruhe ein Ende zu machen, zu ihr einzutreten und sie wegen jener Scene um Verzeihung zu bitten.

So nahete ich mich denn in sonderbarer Gemüthsbewegung dem Hause, zögerte wieder, trat zurück und kam doch wieder. Furchtsam wie ein Kind überschreite ich endlich die Schwelle, bleibe wieder stehen, unbeweglich, ungewiß, rückwärts oder vorwärts zu treten, als die, die ich mit solcher Seelenangst zu erspähen suchte, plötzlich im Hintergrunde des Ladens eine Glasthür öffnete, auf mich zukam und mich sanft anlächelte. Verzeihen Sie, Madame, sagte ich, während ich mich hoch erröthen fühlte. — O, ich weiß schon, was Sie sagen wollen, rief sie aus, ihre Hand auf meinen Arm legend, um mich besser zu unterbrechen; ich war auch recht betrübt über die Worte Ihrer Kameraden, aber ich war auch gewiß, daß Sie an diesem plumpen Scherz ganz unschuldig waren; seit den drei Tagen habe ich Ihre Bewegungen und Ihre Unruhen bemerkt; ich sehe, wie gut Sie sind und fühle nur noch Freude über einen

Umstand, der mich in meiner Voraussetzung bestätigt. Setzen Sie sich.

Ich ließ mich in einen Lehnsessel von geschnitztem Eichenholz nieder und zwar zwischen all den Raritäten der Bude. Sie blieb vor mir stehen und sah mich schweigend mit einem Blick an, der mich verwundern mußte und mich verwirrte; dann setzte sie sich neben mich, nahm meine Hand und fragte: Wie heißen Sie? — Karl. — Karl! rief sie aus, ist's möglich! Täuschen Sie mich nicht? Doch warum sollten Sie das? O mein Gott, wie einzig wunderbar. Ihre Stimme wurde weicher, ihr Auge blinkte und fixirte das meinige. — Wie alt sind Sie? hob sie wieder an. — Zwanzig Jahre. — Zwanzig Jahre! So ist's!.... Ach, ich bin ganz toll, was werden Sie nur von mir denken? Und doch.... sie hielt wieder ein, nahm meine Hand und sagte liebevoll: Lieber Herr Karl, wollen Sie mir einsamen Alten, die Ihnen so ganz unbekannt ist, wohl eine Freude machen? Wollen Sie nächsten Sonntag und nicht bloß den, sondern alle Sonntage bei mir zu Mittag essen? Freilich wenn Sie keine angenehmere Einladungen haben, denn ich bin eine alte Handelsfrau und Sie ein zwanzigjähriger Student. — Ich komme, rief ich mit einer plötzlichen Entschlossenheit, die mich selbst in Erstaunen setzte, und nichts soll mich daran hindern. — O danke, danke! Kehren Sie nun in Ihr Stübchen zurück, denn ich weiß, daß Sie ein Stübchen mit vielen gelehrten Büchern haben und fleißig studieren. Nächsten Sonntag erwarte ich Sie. Bei diesen Worten reichte sie mir die Hand und ich ging und fühlte mein Herz von einer Centnerlast befreit, obgleich ich wieder andrerseits nicht wußte, was ich denken sollte von dieser Unterredung, von diesen liebevollen Worten, von diesen lebhaften Blicken. Dennoch freute ich mich dieser Begebenheit. Nach einiger Entfernung sah ich mich um, die gute Alte bog den Kopf aus ihrer Bude, mir nachzusehen, und ich dachte auch: wie wunderbar?

Auf dem Korridor des Hauses, in welchem ich wohnte, fand ich meine Freunde versammelt und mit einander geheimnißvoll tuschelnd. Einer von ihnen hatte mich zu der alten Frau eintreten sahen, hatte es in aller Eile den andern berichtet und nun gab es Auslegungen und Neckereien. Es ist eine Verrückte, sagte mir der Eine, ich weiß es von einem ihrer Nachbaren, sie lebt schon Jahre lang auf die bizarrste Art, geht nicht aus, nimmt keinen Besuch an und spricht mit Niemanden. — J nein, sagte ein Anderer, es ist eine alte Geizige, die für sich allein bleibt, um ihre Goldstücke zu beschneiden und in Lumpen zu wickeln. — Ah bah! fiel ein Dritter ein, es ist ganz einfach eine dieser guten Kreaturen, die auf die Versprechungen des Teufels bauen und im sechszigsten Jahre erwarten, was im sechszehnten Jahre ihr Glück ausmachte.

Es ist eine ganz vortreffliche Frau! schrie ich zornig hinein; nie werde ich mehr dulden, daß man in meiner Gegenwart sich über sie lustig macht oder sonst nachtheilig von ihr spricht; damit ging ich in mein Zimmer und ließ meine Kameraden, verblüfft über meine lebhafte Antwort, zurück.

Der übermorgende Tag war ein Sonntag. Zur Mittagsstunde trat ich bei Frau Teederhart ein; ich hatte meinen besten Rock angezogen, meine von meiner Schwester gestickte Kravatte angelegt, mein geblümtes Gilet, ein Geschenk meiner großmütbigen Pathin, und mein kleiner Studentenspiegel sagte mir viel Schönes. Ich komme in ein hinter dem Porzellanladen gelegenes Zimmer, das, ausgestattet mit einfachen Möbeln von gutem Geschmack, als seine Hauptverzierung ein Gemälde, tief mit schwarzem Krepp umhüllt, im Hintergrund der Wand zeigte. Blumenvasen schmückten den Kamin, der Tisch, auf einem neuen Teppich stehend, war mit einem Damasttischtuch bedeckt und die beiden Couverts von funkelndem Silberzeug. Die Handelsfrau, als eine gute Holländische Hauswirthin, beaufsichtigte noch ihr Essen in der Küche, gab aber nun ihre Befehle und kam zu mir, mit überströmendem Dank für die Erfüllung meines Versprechens. Ein junges Dienstmädchen ordnete nun die Teller, stellte Flaschen und Gläser in symmetrischer Annehmlichkeit und wir setzten uns zur Tafel. In meinem ganzen Leben, selbst nicht an Festtagen, hatte ich ein so reiches Mahl gesehen und Frau Teederhart fand Alles zu schlecht. Sie schalt mit dem Mädchen, daß sie nicht einen delikateren Fisch gewählt, nicht fettere Hühner gebracht; in ein Chinesisches Weinglas goß sie mir alten Bordeauxwein und entschuldigte sich, mich so einfach aufzunehmen; sah mich mit Wohlgefallen essen und trinken, schien aber für ihren Theil an Allem, was vor ihr stand, keinen Geschmack zu gewinnen. Zu Ende der Mahlzeit fragte sie mich Einiges über meine Familie, über meine Projekte, und jede Antwort wurde von ihr mit der rührendsten Sympathie aufgenommen. Nach einer dreistündigen Unterhaltung, in der sie mich durch ihr warmes Interesse für meine Angelegenheiten selbst gerührt, war ich im Begriff, mich zu empfehlen, da zog sie mich in den Winkel des Zimmers und sagte: „Sie haben mir mit diesem Opfer Ihrer Sonntagserholung eine so große Gunst bewilligt, fügen Sie eine andere hinzu; ich weiß schon, daß Sie nicht reich sind, Sie haben es mir selbst eingestanden, und so allein in dieser Stadt bei geringen Hülfsquellen müssen Sie sich mancher Entbehrungen unterziehen. Erlauben Sie, daß ich ein Weniges von meinem Ueberfluß in Ihre Hände niederlege; ich folge damit gewiß nur dem Willen der Vorsehung, die mich über meine Bedürfnisse bereichert, damit ich ebenfalls gebe an solche, die dessen würdig sind. Nehmen Sie also, sagte sie mit fast flehender Stimme, während sie mir ein Goldstück in die Hand zu drücken suchte, als ich aber mit einer ungestümen Bewegung zurücksprang, fügte sie auf die rührendste Art hinzu: O, ich beschwöre Sie, versagen Sie nicht dies kleine Anerbieten anzunehmen, es ist ein Heller, der Niemand geraubt wurde, über den ich frei disponiren kann und den Sie mir, wenn Sie erst reich und glücklich sind, wiedergeben können. Hätte der Ton ihrer Worte mich noch wiederstehen lassen, so konnte ich diesem Blick ihres bittenden Auges nichts mehr entgegen setzen und fühlte das Goldstück in meine Hände gleiten; diese Hand innig zusammen drückend, rief sie mir zu: Bis Sonntag! und möge Gott Sie segnen.

Mehre Sonntage vergingen so; ich, immer erfreut, in ihre kleine saubere Wohnung eintreten zu können, sie immer bemüht, mich zu hätscheln, mich mit tausend mütterlichen Sorgfältigkeiten zu umgeben, mich fragend nach meinen Studien, nach meinen Bedürfnissen, nach meinen jugendlichen Schwärmereien. Bald lächelte sie zu meinem offnen Beichten, bald munterte sie mich zu meinen Arbeiten auf, gab meinen Projekten für die Zukunft ihren Beifall und fand sie hin und wieder etwas Strafbares in meinen Reden, so machte sie mir mit sanfter und liebkosender Autorität Vorwürfe.

Ich hätte wohl in ihre Lebensgeschichte eindringen, sie über ihre Erinnerungen ausforschen mögen. Es gab im gewöhnlichen Ausdruck ihres Auges, in der etwas langsamen Sprache einen Karakter von Traurigkeit, der mich interessirte und den ich mir nicht zu erklären wußte. An ihrer offenen, gefälligen Physiognomie, an ihren blauen Augen, deren Glanz das Alter nicht erloschen, an ihren Lippen, die zuweilen ein sanftes Lächeln umspielte, an diesem Gesicht von feinem, graziösem Schnitt konnte man ihre frühere Schönheit noch erkennen und ich fragte mich: ob das über ihr Leben verbreitete Geheimniß wohl eine jener Leidenschaften verberge, deren Spiel oft die Schönheit ist? Ob ihr Trübsinn wohl aus einem enttäuschten Herzen käme, aus einer dieser herben Erinnerungen, welche die Zeit nur langsam oder nie verlöscht? Jeder Versuch, sie auf ihre Jugendzeit zurück zu führen, schien sie mir so ernst zu machen, gab mir einen solchen Schmerzensblick, daß ich meine Unbescheidenheit bereute. Wohl hätte ich durch meine Freunde bei den Nachbaren Erkundigungen über sie einziehen können, aber ich schämte mich, auf diese Art erfahren zu wollen, was sie selbst vor mir verschwieg. Was konnte mir die Geschichte ihrer Vergangenheit so wichtig seyn? Was brauchte mich dies unerklärliche Etwas in

ihrer Liebe zu mir so zu quälen? Hatte dies Wohlwollen mir nicht unerwartetes Glück gebracht? Fühlte ich nicht für diese Frau, der ich von der Vorsehung zugeführt ward, Ehrfurcht und Liebe? Hatte sie für mich nicht die Nachsicht einer zärtlichen Mutter? Je öfter ich sie wiedersah, je inniger gab mein Herz sich ihr im kindlichsten Gefühl hin. Da saßen wir Beide allein in ihrem kleinen Salon und verplauderten Stunden wie alte Bekannte. Jeden Sonntag wußte ihre erfinderische Zärtlichkeit ein neues Mittel, mich zu bereichern, ohne mein Zartgefühl zu verletzen, und wenn ich zögerte, ihre Gaben anzunehmen, so sagte sie: O so nehmen Sie doch nur, danke ich Ihnen doch eine Täuschung, die an ein Glück gränzt. Nehmen Sie, o nehmen Sie, Gott selbst hat uns einander zugeführt, damit unsere beiderseitigen Bedürfnisse stillend.

Eines Tages, wo ich mich hartnäckiger als gewöhnlich gegen ihre Großmuth sträubte, sagte sie mir mit einem halb lachenden, halb ernsten Ton: „Ich bin dabei nicht so uneigennützig, als Sie glauben, ich habe eine neue Bitte....“ dann sich plötzlich unterbrechend, fügte sie wie geängstigt hinzu: „ach nein, ich wage es niemals, es kommt wie etwas Verrücktes heraus, das Sie nicht begreifen können und würde mich in Ihren Augen lächerlich machen.“ — „Nein! sprechen Sie es aus, blindlings ehre ich Ihren Willen und werde Allem, was von Ihnen kömmt, nur eine edle und ernste Deutung geben.“ — „Nun, ich wünschte.... aber es ist solche Kinderei.... wahrhaftig, es muß Ihnen doch gar zu komisch vorkommen.... ich wünschte, daß Sie an einem bestimmten Tage zu mir kämen, gekleidet in einem grünen Rock mit blanken Knöpfen und blau plüschener Weste. Diese Kleidung ist längst aus der Mode und Sie werden es nicht wagen, sich damit vor Ihren Kameraden zu zeigen, aber wollen Sie sie ein Mal, ein einziges Mal für Ihre alte Freundin tragen?“ — „Ja!“ rief ich mit demselben Accent aus, als hätte ich einen Heldenentschluß gemacht, „und nicht ein Mal, sondern immer will ich nach Ihrem Wunsche gekleidet seyn.“

Gleich lief ich zum Schneider, der es freilich sonderbar fand, daß ich mich kleiden wollte, wie man sich vor zwanzig Jahren getragen, seine Bemerkungen konnten mich nicht umstimmen. Er machte sich an's Werk.

Am folgenden Sonntag trat ich zu meiner Wohlthäterin ein, angethan mit einem breitschößigen Rock und einer Weste, die mir über den halben Bauch ging. Die, welche mir begegneten, blieben stehen und wäre es die Zeit des Karnevals gewesen, hätte man dies veraltete Kostüm für eine Maskerade genommen. Das ging mich nichts an, ich dachte nur an die meiner alten Freundin zu machende Freude, obgleich auch mir ihr Wunsch etwas absonderlich erschienen war. Als sie mich erblickte, stieß sie einen Schrei aus, betrachtete mich dann schweigend, mit gefalteten Händen vom Kopf bis zu den Füßen, führte mich mit einem Ausdruck des Erstaunens und der Freude tiefer in's Zimmer und sagte: „Es fehlt noch etwas an der Toilette.“ Damit nahm sie aus einem Schrank eine weiß gestickte lange Kravatte, brachte diese an die Stelle meiner seidenen Halsbinde und rief aus: „O mein Gott! o mein Gott!“ und meine Hände in die ihrigen pressend, sah sie mich gerührt mit bewegtem Herzen an und vermochte kein Wort zu sprechen. Während wir so einander gegenüber standen, so verstummt und erschüttert, ich im vergeblichen Rathen über die Ursache dieser heftigen Gemüthsbewegung, trat plötzlich eine Freundin zu ihr ein, die bei meinem Anblick aufschrie: „Herr Jesus, es ist ja Herr Karl!“ Bei diesem Zaubernamen schlug meine Freundin ihre Hände vor's Gesicht, stieß einen Schmerzenslaut aus und stürzte in's Nebenzimmer. „Es ist Herr Karl,“ wiederholte die Fremde, mich noch schärfer beobachtend, „wahrhaftig, hat man je eine solche Aehnlichkeit gesehen?“ — „Aber,“ fragte ich mit Eifer, „wer ist denn dieser Herr Karl, den Sie auch kennen?“ — „Wie, das wissen Sie nicht? Es ist der Sohn meiner Freundin, ihr vergötterter, noch immer beweinter Sohn!“ Und an das verschleierte Bild tretend, das ich nie zu berühren gewagt, riß sie den Krepp fort und ich sah das Bild eines jungen Mannes meines Alters, mir so ähnlich, daß kein Maler ein genaueres Portrait geben, kein Spiegel meine Züge treuer zurückspiegeln konnte. „O Du arme Frau, du unglückliche Mutter,“ rief ich aus. „Jetzt verstehe ich, was Du gelitten, alle lügnerische Freuden, allen grausamen Gram, den Du bei meinem Anblick empfunden.“

In diesem Augenblick kehrte Frau Teederhart blaß, fast aufgelöst, mit rothen Augen zurück. „Liebe Therese,“ sagte sie zu ihrer Freundin, „komme bald wieder, aber jetzt laß mich, laß mich meinen Erinnerungen ganz.“ Die Freundin drückte theilnehmend ihre Hand und entfernte sich. Die arme Mutter sank niedergedrückt und gepreßten Herzens in ihren Sessel, ergriff meine Hand und mit einem Blick auf das entschleierte Bild sagte sie matt: „Sie wissen jetzt Alles! Verzeihen Sie mir, daß meine Ihnen bewiesene Liebe noch mehr der Erinnerung, als Ihnen selbst gehörte. Anfangs suchte ich in Ihnen freilich nur diese Aehnlichkeit, nachdem ich die der Physiognomie gefunden, die wohl nur einen vorübergehenden Eindruck auf mich machen konnte, nachdem fand ich auch die der Seele und des Karakters, wodurch ich immer mehr zu Ihnen hingezogen ward, Ihnen dankend für dies täuschende Glück, für diese süße Lüge, für diesen süßen Traum. Ach! der, dessen Bild Sie hier sehen, dem Sie so wunderbar ähnlich sind, dessen Namen Sie sogar führen, er war jung, gut, edel wie Sie. Unglücklicherweise war er nicht eben so vernünftig, liebte verwegene Unternehmungen, abenteuerliche Träume. Dies Zimmer, das Sie luxuriös finden, erschien ihm viel zu arm, die Stadt zu dunkel, dies Land zu enge, er wollte in's Weite hinaus, nach Größe und Ruhm streben. Reisen in die Fremde, gefahrvolle Pläne, lockten seine glühende Einbildungskraft. Wohl hätte ich ihm ein beträchtliches Vermögen hinterlassen können, denn, obgleich ich nur eine Porzellanhändlerin bin, gehöre ich nicht zu den Aermsten in Utrecht. Reichthum aber genügte ihm nicht, wie gesagt, er bedurfte des Ruhmes, der Gefahren, verwegener Unternehmungen, ungewisser Erfolge, des Ruhmes der Houtman's, der Heemsier's, dieser wackeren Holländischen Reisenden. Wie oft, wenn sein glühender Wunsch sich nach den Fluthen des Ocean's sehnte, habe ich ihm nicht gesagt, wie jene arme Mutter, von der unser Dichter Gysbert Japir spricht: Karl! Karl! Warum willst Du reisen? Ist Dir denn Deine Geburtsstadt zu klein? Ist das Haus, das bis jetzt Dich schützte, zu enge? Ist das Herz Deiner Mutter zu arm? Kannst Du im Anblick dieser Stadt, in den Freuden des väterlichen Heerdes, in der unbegränzten Zärtlichkeit, die Deine Kindheit bewachte, nicht hinreichende Nahrung für Dein Herz und Deine Einbildungskraft finden? Aber sein Vater, dessen Autorität die meinige unterstützt haben würde, war nicht mehr! — Meine Wünsche und Bitten blieben fruchtlos. Dies geliebte Kind — mein einziger Sohn — verließ mich! Heute vor zwanzig Jahren sagte ich ihm auf der Rhede von Amsterdam Lebewohl — und heute vor zwanzig Jahren sah ich ihn zum letzten Mal! Er ging im Schiffbruch unter, und seit dem Tage, wo diese Nachricht mich traf, habe ich bis zu dem Augenblicke, wo ich Sie sah, wo ich mich diesem Wahn hingab, wo ich das in mein Herz gegrabene Bild mit dem Ihrigen verglich, keinen freudigen Gedanken gehabt. Sie haben mich wohl manchmal recht sonderbar finden müssen, jetzt aber wissen Sie Alles und — werden mich aus Mitleiden lieben? Und da meine eigene Erschütterung mir die Sprache raubte, rief sie flehend aus: sagen Sie mir wenigstens, daß Sie nicht aufhören wollen, mich zu besuchen, und daß Sie nicht auch in's Weite ziehen! Ach, wenn Sie wüßten, wie das arme Mutterherz bricht, ihre Söhne in ferne Länder eilen, dem trügerischen Ocean sich anvertrauen zu sehen! Wenn Sie nachempfänden, wie es hier im Herzen knickt und bricht, wenn der Sturm saust, die Fluth brüllt! — Nein, entgegnete ich, ich habe nicht so abenteuerliche Ideen, die uns in der Ferne das ungewisse Glück von Jugendträumen aufsuchen lassen. Ich bleibe hier bei Ihnen, in der Nähe meiner

Lieben, ich werde irgend eine ehrliche Magistratsperson, ein friedlicher Bürger Utrecht's, ein guter Familienvater, gehe regelmäßig täglich auf's Tribunal und rauche Abends bequemer Weise bei meiner Tasse Thee eine gute Pfeife. Da haben Sie meine Zukunft und eine andere wünsche ich nicht. — „Gut, gut! sagte die arme Mutter, warum hatte mein Sohn nicht diese Begriffe vom häuslich-bürgerlichen Leben! Dann sähe ich ihn noch und wäre die glücklichste der Mütter. Aber nun bleiben Sie mir wenigstens! Ihr Bild soll manchmal mein Herz täuschen und ich danke dem Himmel, der mir in meinem Herzeleid Sie als einen letzten Freudenstrahl — als eine letzte Täuschung schickte."

Jetzt wurde unser Bündniß noch fester, ich kam täglich, manchmal mehrmals an einem Tage zu ihr. Seit ich ihr schmerzliches Geheimniß kannte, verstand ich den ganzen Zauber ihrer Täuschung und fühlte die innigste Freude, durch mein Erscheinen ihren bittern Gram zu mildern. Jeden Tag auch entströmte ihrem reichen Herzen mehr Liebe für mich; auf alle mögliche Art wußte sie meine Wünsche zu erspähen, eine meiner Phantasien zu befriedigen. Man hätte glauben können, daß jetzt, wo sie mich an die Stelle ihres Sohnes annahm, sie die Furcht, mich auch in die Fremde ziehen zu sehen, nicht zu unterdrücken vermochte und alle ihre Sorgfalt, all ihre Gaben, all ihre liebevollen Worte waren fromme Kunstgriffe, mich bei ihr zurückzuhalten.

So vergingen ein Paar Jahre. Die, welche erst eine Verrückte in ihr gesehen, wurden tief gerührt von ihrem Herzeleid und meine Freunde baten ihr einer nach dem andern jene unwürdige Scene ab. Meine Studien waren beendigt, aber ich blieb in Utrecht, äußerlich noch einige spezielle Studien vornehmend.

Meine Eltern besuchten mich und ich führte sie zu meiner Wohlthäterin. Laßt mir Euren Karl, flehte sie, ich werde für ihn sorgen, es soll mein Adoptivsohn seyn. Ich will ihn nicht verpflichten, meinen Namen anzunehmen, will ihn auch nicht Euren Herzen entziehen, aber — noch ein Weilchen — und er kehrt zu Euch zurück, und wenn ich nicht nach gewöhnlicher Art einen schriftlichen Kontrakt mache, so geschieht es, weil er hier (auf ihr Herz deutend) fester steht.

Mich segnend starb sie und ich beweinte sie wie eine Mutter. Ihr Testament setzte mich zum alleinigen Erben. „Ich habe nur," schrieb sie, „eine alte reiche Verwandte, will Karl ihr einen Theil meines Vermögens anbieten, so mag er es thun, aber ich bitte mit dem letzten Wunsche einer Sterbenden darum, daß er den größten Theil davon behalte." Ferner setzte sie eine jährliche Rente von 100 Fl. für die Wittwe eines im Schiffbruch umgekommenen Matrosen fest.

Ich freute mich dieses Legats; jene reiche Verwandte nahm aber nichts, und so blieb ich denn Herr eines unverhofften Vermögens. Im folgenden Jahre verheirathete ich mich und wurde Richter in Utrecht. Mein ältester Sohn heißt Karl, meine Tochter führt den Namen meiner Wohlthäterin und meine Frau und Kinder ehren, segnen sie im Gedächtniß.

Eine Höflichkeits-Lektion.

(Pariser Gerichtsscene.)

Bastine ist ein gallonirter Taugenichts, ein etwas entarteter Nachkomme der Frontins und Lolives aus der alten Komödie, ein moderner Kammerdiener, ein lustiger Bruder, der, wie Figaro, Präfekt, Staatsrath, Dichter oder Tanzschuh-Verkäufer hätte werden können, wenn der Himmel es gewollt hätte. Bastine verklagt, wer sollte es glauben, seinen Herrn, den eleganten Marquis v. B***, den man an der Barre die Parteien, die auf ihre Tour warten, lorgnettiren sieht. Was hat der Marquis gethan? Er hat seinen Diener fortgeschickt, und dieser bestreitet ihm das Recht dazu. — Richter. Herr Marquis, warum haben Sie Bastine fortgeschickt, ohne ihm die acht Kündigungstage zu lassen, um sich eine andere Stelle zu suchen? — Marquis. Weil der Spitzbube gegen eine Vorschrift gefehlt hat, die in meinem Hause unwandelbar feststeht. — Richter. Wie heißt sie? — Marquis. Niemals von meinen Freunden für die zu ihren Gunsten gethanen Schritte Geld anzunehmen. Sie begreifen, daß ich keine Bettler unter meinen Leuten haben will. — Bastine. Ich ein Bettler? Pfui! Herr Marquis, ich habe die Hand nie zu einem andern Zwecke hingehalten, als um Damen zu Ihrem Zimmer hinauf oder hinab zu führen. (Allgemeines Gelächter.) Was die Bettelei betrifft, so habe ich selbst einen Aufsatz über die Nothwendigkeit ihrer Vertilgung geschrieben, ein Aufsatz, der im klarsten Styl abgefaßt, aber dennoch nie zur Oeffentlichkeit gelangt ist. — Marquis. Dennoch ist es wahr, daß Du vom Grafen Previl, zu dem ich Dich mit einem Auftrag schickte, eine Belohnung von 20 Frs. für diese Mühe verlangt hast. — Bastine im spöttischen Tone: Oh, Herr Marquis, ich bin bei Ihnen verläumdet worden. Ich habe nichts verlangt; der Graf hat sich an mir rächen wollen, ich hatte das Unglück, ihn Höflichkeit lehren zu wollen. — Marquis. Du lehrst einen Gesandtschafts-Sekretär Höflichkeit? — Bastine. Warum nicht. Ich will Ihnen sagen, wie die Sache zuging; ich würde es früher erzählt haben, hätten Sie es nur hören wollen: Sie haben die Gewohnheit, mich jede Woche Herrn von Previl Wildpret tragen zu lassen. Nun verdient nach den Regeln der Höflichkeit jede Mühe eine Belohnung; der Graf aber sagte mir blos, wenn er Ihre Geschenke empfing: „Es ist gut, geh nur." Ich konnte nicht umhin, dies Verfahren für einen Diplomaten etwas rauh zu finden; ich beschloß, ihn Höflichkeit zu lehren, nicht, indem ich selbst davon anfing, sondern indem ich mich bitten lassen wollte. (Allgemeines Gelächter.) — Marquis gespannt: Und wie? — Bastine. Ich nehme ein Paar Hasen und Wachteln, die ihm bestimmt waren, trete in seinen Salon und werfe sie mit den Worten: „Das ist für Sie," auf die Tafel; dann gehe ich hinaus. Der Graf hält mich zurück und sagt: „Schurke, ich will Dich Höflichkeit lehren. Setze Dich in meinen Sessel und lasse mich Deine Rolle spielen. Ich werde Dich lehren, wie man weniger flegelhaft ist." Ich gehorche, setze mich in seinen Sessel zurecht und kreuze majestätisch die Beine, als wenn ich dies in meinem ganzen Leben gethan hätte. Als der Graf mich auf meinem Platz sieht, nimmt er das Wildpret, geht hinaus, kommt wieder herein und sagt mit honigsüßer Stimme zu mir: „Herr v. Previl, ich bringe Ihnen Wildpret; mein Herr bittet Sie, dasselbe annehmen zu wollen." Ich nehme das Anerbieten an und antworte ruhig: „Mein Bursche, Du bist zu gefällig, um Dich nicht für Deinen Eifer zu belohnen; da hast Du 20 Frs., um auf meine Gesundheit zu trinken." (Allgemeines Gelächter unter den Zuhörern.) Der Graf verstand meine Lehre und gab mir, was ich ihm anbot. Es war keine Bettelei von meiner Seite dabei; es war ein wechselseitiger Unterricht in den guten Sitten. — Der Marquis lachte bei dieser Erzählung seines Bedienten und vergißt allen Zorn; er erklärt, ihn in seinem Dienste behalten zu wollen, aber unter der Bedingung, daß er sein Talent zur Professur nicht mehr anwende.

Nürnberger sagt: „Statt eines Laubfrosches benütze ich jetzt den Witterungsveränderungs-Instinkt der Blutegel. Ich setze eine, etwa 1 Pfund Wasser haltende, zu 3/4 angefüllte Glasflasche, worin ein Blutegel ist, vor mein Stubenfenster. Bei anhaltend schönem, heiterem Wetter liegt der Blutegel, wie eine Schnecke zusammengerollt, ruhig auf dem Boden. Will es regnen, so kriecht er bis in den Hals der Flasche, und bleibt dort so lange sitzen, bis es wieder heiter werden will. Steht Wind bevor, so schwimmt er im Wasser geschwind hin und her; drohen aber Stürme oder Gewitter, so hält er sich stets außer dem Wasser und zeigt sich äußerst unruhig.